

Zelebriert Werden und Vergehen in hochkonzentrierter Musik

Es wäre unverschämt, zu sagen, „Le Vent“ beginne eintönig. Wenn es nicht so wäre. Ostinat entwickelt sich Ton nach Ton über einem Einzeltonkontrapunkt der linken Hand, eine fast statische Bewegung, bis etwas anzieht, sich etwas verschiebt, der Besen plötzlich seine Bewegung verzögert und den Rest des Trios mitnimmt, bis sich der in hohen Registern zupfende Bass zu bewegen scheint. Und tatsächlich beginnt nun das behutsame Abtasten einer Melodie, eine kleine Figur im Klavier nimmt an Fahrt auf, die Becken beginnen zu zischeln, Snare und Tom ziehen die Dynamik an - und da sinkt alles wieder zurück. Colin Vallons zweites ECM-Album „Vent“, mit Patrice Moret und dem neuen Schlagzeuger Julian Sartorius, überwältigt nicht, es zieht den Hörer tief in die Musik. Vorausgesetzt, man lässt sich auf ihre sachte Bewegung und die erstaunlichen Klangdetails ein. Der vielseitige Vallon hat nach „Ruga“ mit seinem zweiten ECM-Album seinen Weg der entdeckenden Konzentration vertieft.

Es ist interessant, was die Leute auf dem Album hören. Die meisten finden es schön, einige haben gesagt, es sei sehr introvertiert und ruhig, manche bedauern, dass es nicht explosiver zugeht. Was meinen Sie?

Ich habe tatsächlich auch auf einen Wechsel der Energie gewartet. Aber mir schien zunehmend, dass es hier vor allem um eine innere Spannung geht, eine innere Dynamik.

Ja, das ist so.

Das Album klingt nach Werden, Vergehen und Abschied. Das signalisieren auch die Titel: „Cendre“ (Asche), „Fade“, „Immobile“, „Le quai“, „Goodbye“, „Le vent“, „Styx“, der Fluss der griechischen Unterwelt.

Das war kein von Anfang an feststehendes Konzept. Aber viele Stücke sind geprägt von Ereignissen in meinem Leben, die viel mit Vergehen und Tod zu tun haben. Die Musik ist meine Verarbeitung dieser Ereignisse, die stark von Wehmut geprägt waren. Der Tod ist ein finsternerer Thema, aber ich wollte nicht, dass es ein depressives Album wird. Darum hat mir auch „Le Vent“ als Titel sehr gut gefallen, weil er sehr gut beschreibt, wie die Zeit durch alles durchgeht, er klingt aber nicht zu pathetisch oder zu finster. „Le Vent“ hat etwas von Zen: Das Vergehen ist eine Tatsache, ein Statement, der Wind ist keine romantisch aufgeladene Vorstellung, eher ein Naturphänomen.

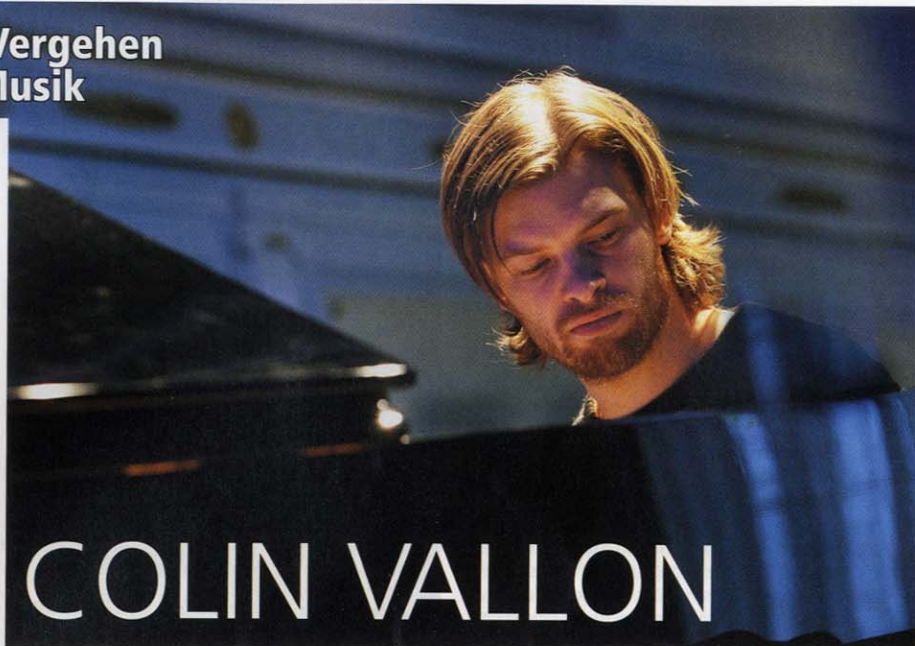
Haben Sie sich viel mit Zen beschäftigt?

Nicht direkt mit Zen-Philosophie, aber mit vielen Philosophen aus dem Osten und dem Buddhismus, wenn auch nicht in einem religiösen Sinn. Ich finde aber viele Gedanken sehr faszinierend.

Manche Stücke klingen asiatisch inspiriert, wenn man etwa an „Rouge“ denkt mit dem präparierten Klavier, oder der Perkussion, die an Klangschalen erinnert.

Diese Gamelan-Elemente, ja. Uns drei eint die Faszination an untemperierten Klängen, am Unreinen, an der mikrotonalen Reibung. Das kommt natürlich aus dem Osten, der arabischen Musik mit ihren Vierteltönen oder der japanischen Gagaku-Musik. Das habe ich in letzter Zeit viel gehört, auch indische Ragas mit ihren untemperierten Tonleitern. Diese asiatischen Einflüsse beziehen sich aber mehr auf die Klänge, weniger auf die Stilrichtung.

Julian Sartorius macht an den Drums etwas Ähnliches wie Sie am Klavier: Er hört sehr in die Klänge hinein,



experimentiert mit Präparierung und ist sehr frei im Umgang mit Pulse und Beat.

Julian hat eine ungeheure Musikalität, ein tolles Gehör, und wie er sich in den Klang, in die Musik einhört und positioniert, kommt uns sehr entgegen. Er stellt den Klang absolut in den Dienst der Komposition. Wenn wir leise improvisieren, erleben wir manchmal einen Klang, von dem man nicht mehr weiß, wer ihn gerade spielt.

Auf „Le Vent“ spielt er anfangs gar keinen festen Rhythmus, es klingt, als probiere er einfach einen Klang aus, bis er dann irgendwann einen Groove findet, den die anderen aufgreifen. Arbeiten Sie mit sehr festen Kompositionen oder entwickelt sich viel im Studio?

Das kommt ganz darauf an. Ich habe lange versucht, sehr offen zu komponieren, nur Melodie und Akkorde, vielleicht einmal eine kleine Basslinie. Mittlerweile ist es präziser geworden, ich schreibe auch mehr. Ich versuche immer, meine Klangvorstellung konkret auszudrücken. Dann probieren wir es aus, und manchmal merkt man erst im Zusammenspiel, dass etwas zwar funktioniert, aber nicht sehr interessant ist. Dann werfen wir meine Vorstellung und versuchen es ganz neu. Jeder bringt dabei eigene Ideen ein.

Wie hat sich das Trio durch Julian verändert?

Unser erster Schlagzeuger, Samuel Rohrer, ist ein sehr expressiver und zum Teil sehr explosiver Schlagzeuger. Das Trio hat sehr viel von der Interaktion gelebt, der Veränderung von Konzert zu Konzert, seine Rolle war sehr aktiv. Jetzt ist mein Gefühl, dass die Balance größer geworden ist zwischen allen dreien. Julian kann auch sehr reduziert spielen und einen Groove, eine Soundidee sehr lange durchspielen. Das gibt Raum für längere Entwicklungen und intensivere Stimmungen. Er kommt aber auch aus Pop und HipHop, das verbindet er sehr spannend mit improvisierter Musik. Vielleicht ist das Trio so weniger Jazz geworden: Es geht weniger um individuelle Leistung, sondern um den Gesamtklang, um präzise Stimmungen, wir sind ein dichter Klangkörper geworden.

Das passt gut zur Klangwelt und Philosophie von ECM, wo Sie nun das zweite Mal veröffentlichen. Bei den Aufnahmen war Manfred Eicher aber gar nicht im Studio.

Ja, ihn hatte leider kurz davor die Grippe erwischt. Das war eine interessante Situation. Wir waren komplett frei, was die Dramaturgie der Stücke anging. Na-

türlich aber bleibt der ECM-Klang prägend. Wir haben sehr viel Material aufgenommen, und im September war ich mit Manfred Eicher zum Mixing in Oslo. Es haut mich jedes Mal um, seine Meisterschaft beim Mixen zu beobachten. Die Rough Mixes waren schon sehr gut, aber innerhalb von fünf Minuten hat sich der Klang so geöffnet, das waren Welten. Mit welcher Effizienz und Schnelligkeit er arbeitet. Nie mischt er Spuren aus verschiedenen Versionen, es wird sehr wenig editiert, es dürfen auch kleine Fehler oder Unsauberkeiten dabei sein, wenn dann die Energie, die Natürlichkeit stimmt.

War es seine Idee, das Album mit zwei ganz offenen Stücken ausklingen zu lassen?

Ja, wir wollten die minimaleren Stücke an den Anfang setzen, damit man in den Klang hineingezogen wird, in dieses Universum, das dann offen enden soll. Das passt zum Thema Vergehen, zum Wind sehr schön.

Auf „Le quai“ gibt es diesen abstrakten Rhythmus, einen Klang, der an nahende und sich entfernende Züge erinnert.

Das war meine Idee, und ich bin froh, dass Julian einen Weg gefunden hat, es nicht zu illustrativ werden zu lassen. Bei „Rouge“ hatte ich die Corioliskraft als Bild im Kopf, die Wind und Wetter bestimmt, die Naturtöne im Bass - die wie Alphörner klingen - korrespondieren dann mit den Naturgesetzen.

Spielt für Sie als Inspiration die Natur eine Rolle?

Ja, natürlich, wer könnte das Gegenteil behaupten?

Keith Richards?

Ja, vielleicht. Aber Natur ist doch eigentlich eine Inspiration für alle. Ich bin in letzter Zeit viel mit elektronischer Musik und Video in Berührung gekommen, und mich interessiert zunehmend die Mathematik der Natur und ihre Schönheit. Ich finde etwa die Theorie der Sinusanpassung sehr spannend. Wissen Sie, was mit Metronomen passiert, die alle in unterschiedlichem Tempo schlagen, wenn man sie auf ein Brett auf Dosen stellt? Sie fangen an, sich zu beeinflussen und schlagen nach einer Weile synchron. Das finde ich von großer Schönheit und Inspirationskraft. Man merkt das vielleicht nicht bei jeder Komposition. Aber jeder hat seinen eigenen Rhythmus und ist doch von allem anderen beeinflusst.

Text: René Zipperlen

Foto: Manfred Rinderspacher